



Abend:

Zeitung.

76.

Dienstag, am 30. März 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Binkler (Th. Sell.)

Prinz Friedrich Josias von Sachsen-Koburg-Saalfeld, k. k. österreichischer Feldmarschall.

(Eine biographisch-historische Skizze.)

In dem zweiten Bande der „biographisch-historischen Studien,“ welche der bekannte Historiker Ernst v. Münch im Jahre 1836 in der Hallberger'schen Verlagshandlung zu Stuttgart herausgegeben hat, finden sich Seite 79, 80 und 81 so absichtliche Verunglimpfungen des Andenkens eines allgemein hochgeachteten Feldherrn und Fürsten, des Herzogs Friedrich Josias von Sachsen-Koburg-Saalfeld durch Verunstaltung der wahren, auf ihn sich beziehenden Begebenheiten, daß dieß unter dem größeren, nicht genau unterrichteten Publikum leicht ein schiefes Urtheil über denselben veranlassen und verbreiten könnte.

Damit nun aber die hohe Verehrung, die gewiß jeder biedere Deutsche diesem ausgezeichneten Feldherrn seiner Zeit widmet, unverfehrt erhalten werde, finden wir uns veranlaßt, eine kurze Schilderung der kriegerischen, thatenreichen Laufbahn desselben zu entwerfen.

Zuvor aber erwähnen wir, daß der Prinz Friedrich Josias ein Sohn des Herzogs Franz Josias von Sachsen-Koburg-Saalfeld und dessen Gemahlin, der Herzogin Anna Sophia aus dem fürstlichen Hause Schwarzburg-Rudolstadt war; ferner, daß derselbe den 26. Dezember 1737 zu Koburg geboren, und daselbst, namentlich seit dem Jahre 1749, unter der Leitung eines tüchtigen

Hofmeisters, des Regierungsraths Johann August v. Schönfeld, sehr sorgfältig erzogen wurde.

In seinem achtzehnten Jahre hatte der Prinz sich schon eine solche Bildung gewonnen, daß er in österreichische Kriegsdienste eintreten und zum Rittmeister bei dem Anspachischen Kürassierregimente ernannt werden konnte. Kurz darauf brach der siebenjährige Krieg aus und bot ihm die Gelegenheit, sich unter den berühmtesten Feldherren jener Zeit zu einem Meister in der damaligen Kriegskunst zu bilden. Auch gab der Prinz im Verlaufe des Krieges öfters glänzende Beweise seines Muthes und seiner Tapferkeit, wie z. B. in den blutigen Schlachten von Lowositz und Hochkirch. Bei dem nächtlichen Ueberfalle des zuletzt genannten Ortes wurde er von dem General Lasoy beordert, in das Fußvolk des feindlichen, linken Flügels einzubrechen. Mit beispielloser Kühnheit vollzog der Prinz diesen Befehl, und blieb auch dann noch an der Spitze des von ihm befehligten Reiterregiments, als eine Kugel ihm den Degen aus der durchschossenen Hand gerissen hatte. Diese muthige Waffenthat, die dem österreichischen Heere den Sieg sicherte, wurde durch ein schnelles Aufrücken in höhere Militärstellen belohnt. Schon im Jahre 1775 wurde er General-Feldmarschall-Lieutenant und wohnte als solcher 1778 dem bayerischen Erbfolgekriege bei. Nach Beendigung desselben finden wir ihn als General-Kommandanten in Preßburg und am 22. August 1786 ernannte ihn Kaiser Joseph II. zum General der Kavallerie und zum Kommandirenden in Gallizien und der Bukowina. Hier erfasste

er mit tiefem Scharfblick die verschiedenartigsten Verhältnisse und ordnete sie auf die erfreulichste Weise. Insbesondere vermittelte er die innigste Eintracht zwischen dem Militair und dem Bürgerstande, die bei seiner Ankunft daselbst sich feindlich gegenüberstanden. Die Liebe und Verehrung Aller begleitete ihn, als er im Jahre 1788, nachdem Kaiser Joseph II. sich an Rußland angeschlossen und der hohen Pforte den Krieg erklärt hatte, mit 30,000 Mann in's Feld rückte. Bald erfolgte die Nachricht, daß er einen Theil des türkischen Heeres und mit ihm die wilde Horde der Tataren besiegte, hierauf aber die Festung Choczim erobert habe. Eine noch größere Schlacht aber gewann er in Verbindung mit dem russischen General Suwarow am 1. August 1789 bei Fockschany, und noch wichtiger war sein Sieg bei Martinesstje am Rimnik, den 22. September. Hier griff der Prinz die von dem Großvezier selbst angeführte, den verbündeten Truppen weit überlegene Hauptmacht der Türken mit außerordentlicher Tapferkeit an, vernichtete sie fast ganz und eroberte drei Läger mit unermesslicher Beute. Durch diesen Sieg bahnte er sich den Weg zur Einnahme der Festung Budaest, in deren Mauern er den 9. November 1789 feierlich einzog. Je hartnäckiger und wüthender die Türken damals kämpften, desto herrlicher war die Glorie, die ihren Besieger umgab. Niemand zweifelte an den ausgezeichneten Feldherrntalenten desselben. Die Sicherheit, mit welcher er den Krieg führte, die Unererschrockenheit, welche er dabei bewährte, die Schnelligkeit, mit welcher er den Sieg errang und zu benutzen wußte, wurden in ganz Europa bewundert und gepriesen. Insbesondere aber gaben ihm die Kaiserhöfe zu Wien und Petersburg ihre Zufriedenheit in den schmeichelhaftesten Ausdrücken und glänzendsten Ehrenbezeugungen zu erkennen. Nach dem Siege bei Fockschany übersandte ihm der Kaiser Joseph II. das Großkreuz des militairischen Theresienordens und die Kaiserin von Rußland eine brillantirte, sehr werthvolle Dose mit dem Bildniß der Kaiserin. Damals sprach der Prinz, auf den erhaltenen Orden deutend, zu der vor ihm aufgestellten Armee: „Dieses Ehrenzeichen, meine Brüder, habe ich Eurer Tapferkeit zu verdanken!“ Eben so glänzend waren die Auszeichnungen, die er nach dem Siege von Martinesstje und der Einnahme von Budaest empfing. Der Kaiser erhob ihn zur Würde eines Feldmarschalls und Katharina II. schmückte ihn mit einem goldenen, reich mit Brillanten besetzten Degen. Und als am 4. August 1791 der Friedensschluß zwischen Oesterreich und der hohen Pforte erfolgt war, da übergab ihm der Kaiser das Gouvernement über das Königreich Ungarn,

welches der Prinz mit großer Umsicht und unermüdblicher Thätigkeit bis zum Jahre 1793 führte. Zu Anfang dieses Jahres erklärte der Kaiser vermittelst eines in Regensburg zur Diktatur gebrachten Kommissionsdekrets, in seinem und des Reiches Namen, daß er seinen General-Feldmarschall, Prinzen von Sachsen-Koburg aus besonderem, huldvollen Zutrauen auf dessen vieljährige, hauptsächlich in dem letzten Türkenkriege durch die ruhmwürdigsten Siege bewährte Kriegserfahrenheit und in mildester Rücksicht auf des Prinzen ungeheuchelte Liebe, Treue und patriotische Ergebenheit für Seine Römisch-Kaiserliche Majestät sowohl, als das werthe deutsche Vaterland das Oberkommando der deutschen Reichsarmee übertrage. Und so stellte sich denn der Prinz an die Spitze dieser Armee, die sich zur Bertheidigung des von den Franzosen gefährdeten Vaterlandes am Niederrhein zusammengezogen hatte und gemeinschaftlich mit den verbündeten Engländern und Holländern operiren sollte. Eine Reihe glänzender Siege bezeichnete den hierauf von ihm eröffneten Feldzug. Mit seinen österreichischen Schaa-ren, bei denen der junge Erzherzog Karl seine ersten Waffenproben ablegte, überfiel er am 11. März 1793 zwischen Düren und Aldenhoven die von Dumouriez befehligten Franzosen in ihren Verschanzungen an der Roer, schlug und verfolgte sie bis Lüttich, eroberte diese Stadt, nahm Aachen ein und entsetzte das belagerte Mastricht. Einen noch ruhmvolleren Sieg erfocht er am 18. März bei Neerwinden in der Nähe von Tirlemont mit nur 30,000 Mann gegen 45,000 Feinde, deren Anführer Dumouriez hierauf aus Furcht vor den jakobinischen Machthabern in Paris, die alles eher verziehen, als eine Niederlage, zu den Verbündeten überging. Aber auch Dumouriez's Nachfolger, der General Dampierre, wurde mit seiner weit überlegenen Armee am 23. und 24. Mai bei Famars von dem Prinzen geschlagen, und selbst getödtet. In dieser Schlacht wurden alle die Verschanzungen, welche die Franzosen in der Gegend von Famars gleichsam als Vormauern Frankreich's angelegt hatten, im Sturmschritt genommen.

(Beschluß folgt.)

B a u s t ü c k e .

Von J. P. Eysler.

Ich liebe den Ruhm, das heißt, den wohlverdienten, der oft der einzige Lohn eines schönen großen Lebenskampfes ist, und der mir wird, weil er mir von Rechts wegen werden mußte, ohne daß ich daran dachte, ihn

erjagen oder einfangen zu wollen. Ein solcher Ruhm nur hält die Probe aus und stirbt nicht mit der Zeit, sondern wächst mit ihr und wird Eins mit ihr. O, solchen Ruhm lieb' ich.

Berachtenswerth ist aber der gemachte Ruhm, wie er jetzt an der Tagesordnung ist und dessen höchste Dauer höchstens auf Jahr und Tag sich beschränkt. O Ihr Selbststruhm-Fabrikanten in Hamburg, Leipzig und Stuttgart. Wenn werdet Ihr endlich aufhören, Eintagsfliegen für den Vogel Phönix anzusehen?

Literarische Leichenhühner. Das sind solche, welche fort und fort umher fliegen und aufmerken, ob nicht irgendwo ein literarisches Wild (eine Zeitschrift oder ein beliebtes Taschenbuch) daran ist, zu verenden, wo sie dann ein gewaltiges Geschrei erheben und damit ihre guten Freunde, die literarischen Raben, herbei locken.

Es geschieht aber nicht selten, daß diese Leichenhühner ohne Noth ihre Stimmen erheben und ihre guten Freunde vergeblich allarmiren, indem das edle Wild noch frisch und munter durch den Wald streift. Solch ein unnützes und voreiliges Geschrei ertönt eben jetzt von verschiedenen Seiten her, und das Wild, welches beschrien wird, heißt: „Orpheus“, musikalisches Taschenbuch, herausgegeben von Dr. August Schmidt. Es wäre arg, wenn et was Wahres an der Sache wäre, daß ein Taschenbuch wie der „Orpheus“ seinen dritten Jahrgang nicht erleben sollte, ein Taschenbuch, an welchem Männer wie Spohr, Leopold Scherer, Mendelssohn-Bartholdy, Castelli, Marschner, Meyerbeer, Treitschke, Seyfried u. A. m. Mitarbeiter sind.

Es ist aber nichts Wahres d'ran, wie ich aus bester Quelle versichern kann, der „Orpheus“ hat seinen Verleger gewechselt, wird aber in gleicher Trefflichkeit des Inhalts wie der äußeren Ausstattung fortbestehen, da Dr. Schmidt die Mittel und vor allen Dingen Kunstliebe genug besitzt, im schlimmsten Falle seinem Lieblingsunternehmen bedeutende Opfer zu bringen.

Die deutschen Romanschriftsteller klagen gewaltig über Nichtanerkennung von Seiten des deutschen Publikums, und machen es demselben sehr zum Vorwurf, daß es Uebersetzungen französischer und englischer Romane den deutschen Originalromanen bei Weitem vorzieht. Das ist leider wahr, aber an wem liegt die Schuld? Was mich betrifft: ich küsse ein leidlich-hübsches lebendiges Mädchen zehntausendmal lieber, als die schönste Statue, oder vielmehr: ich küsse nur das lebende Mädchen und

bewundere das schöne Steinbild, ohne es zu küssen. Die Engländer und Franzosen geben uns in ihren Romanen wirkliche Menschen, weil sie Engländer und Franzosen geben, wie sie in den Salons, auf den Gassen, in den Kneipen und auf den Landstraßen wirklich sich finden; der deutsche Romanschreiber dagegen giebt uns Personagen von allen Nationen, aber nicht wie sie in der Wirklichkeit sind, sondern wie er sie sich vordichtet. Nun ist nicht zu leugnen, daß diese erdichteten Personen oft ungemein poetisch und tiefsinnig sind, aber wirkliche lebende Menschen kommen nie auf solche Weise zum Vorschein und am allerwenigsten kann ich die Hauptpersonen in unsern neuesten deutschen Romanen für wirkliche Menschen gelten lassen. Es sind verkörperte Ideen und oft äußerst geistreiche Dialogen, aber keine Menschen, die da wirklich handeln — leiden, lieben, kurz: leben. Recht auffallend hab' ich dieses bei zweien der neuesten und besten Werke unserer Romanliteratur empfunden: bei Tieck's „Vittoria Accoromboni“ und Immermann's „Münchhausen.“ Bei Tieck hat es mich weniger befremdet und gestört, denn Tieck ist Meister der Form und seine geistvollen Reflektionen möcht' ich für den sonst vollendetsten Roman nicht hingeben. Bei Immermann wurde mir aber der Mangel an wirklichem Leben um so fühlbarer, als er ganz besonders in Bezug auf seinen Helden „Münchhausen“ hervortritt. Immermann hat einige Nebenfiguren trefflich nach dem Leben gezeichnet, aber sein Held ist kein Mensch von Fleisch und Blut, sondern ein mit Ansichten und Tendenzen vollgepfropfter Lederbalg. Welch ein wirkliches, frisches und freudiges Leben dagegen in den Gestalten eines Boz und Paul de Kock? — Etwas besser steht es hin und wieder mit unserer Novelle, aber Tieck und v. Sternberg ausgenommen, welche wohl allein als Repräsentanten der ächten deutschen Novellendichter dastehen, übertreffen uns gegenwärtig auch hier mindestens die Franzosen.

Knabenspiel und Jünglingspiel.

Als Knabe pflückt' ich der Blumen viele,
Doch selten genügte mir ihr Duft;
Tänzelnd riß ich die Blätter vom Stiele
Und streute sie scherzend in die Luft.

Als Jüngling, da brach ich viele Herzen
Und schlug der blutenden Wunden viel;
Füllte manch' heitere Brust mit Schmerzen,
Trieb mit liebenden Seelen mein Spiel.

Henriette v. Schildknecht.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien.

Anfang März 1841.

Nachdem wir Franz (v. Braunau's) Lustspiel, oder wie er es aus nicht erklärlichen Kausalitäten „Charakter-Gemälde“ nannte, gesehen, so wollte die Administration unsers Burgtheaters nicht ruhen und uns ein neues Stück auf dem Servirteller der Genüsse bieten. Wahrlich man muß eine pudelnärrische Freude in sich fühlen, wenn man die Werkhätigkeit unserer jungen und alten Literatur sieht, wie sie aus ihrer Lethargie erwacht und das Feld des Dramas pflügt. Freilich giebt es darunter manche ungeschickte Knechte, die den unrichten Saamen verstreuen, womit sie einen anderen Boden viel besser hätten bebauen können. Es liegt aber nichts daran, — vielleicht ziehen wir doch einmal nach so vielen Nieten aus dem großen Schicksalstopfe des Dramas ein Genie heraus — die Anregung wäre da; die Schatzgräberei der Zeit, die sie unter dem Piederstale ihrer stereotypen Standbilder suchte, hat so ziemlich aufgehört und die Sache, — den Perlenfund zum Schmuck der Zeit, — fängt man an, den Geistern selbst zu überlassen. In einem solchen Beginnen und in solchen glücklichen Schöpfungstagen möge aber die Poesie als heilige Warnerin zu den Söhnen der Kritik treten, in ihren Händen liegt ja die Erziehung ihres regenerirten Kindleins. Ich will hier nicht übel verstanden seyn, und darum, in Betreff der Lokalpoesien, das Jüngsterwähnte nochmals in Erwägung ziehen.

Bei dem Aufgeben des eigentlichen Volkscharakters der Wiener, bei jenem Amalgam in der Beurtheilung der poetischen Zeitereignisse erhielt sich unter den Wienern noch immer ihre Vorliebe für das Schauspiel, die sie in der Floreszeit des damaligen Palsy'schen Wiener Theaters hegten, noch recht lebendig. Das Burgtheater bietet freilich in diesem Genre das Bestmögliche, jedoch ist diese Bühne zu sehr geadelt und mit zu subtiler Klassizität geputzt, als daß sie für die unteren Klassen zugänglich wäre. An den übrigen Theatern aber findet man noch keine Unterstützung des Schauspiels, sowohl von Seite der Dichter als auch der Schauspieler, — denn die Kräfte der Letzteren sind theils nicht bedeutend genug, theils durch das Poffenwesen gänzlich korrumpirt. Gute Schauspieler können bei dem Wiener sehr leicht die Seichtheit eines Stückes vergessen machen und vorzüglich jetzt in dieser Periode, wo das Publikum mit Recht einen ihrer Lieblinge, die Lokalposse, wegen ihres gänzlich hoffnungslosen Herabsinkens fallen läßt, um ihrem zweiten Lieblinge, dem Schauspieler, nachzugehen. In den höheren Ständen fand man die Aufnahme des Schauspiels durch Gutzkow's häufig besuchten „Werner“ bestätigt.

Doch genug davon, wir wollen auf den im Burgtheater gegebenen „König Karl XII. bei Bender“ übergehen. Es ist so ein Schauspiel nach altem Schrot und Korn, wo es sich um Herablassung, Liberalität und um die Antichambre eines Königs handelt. Der Verfasser war nicht genannt und ist auch nicht dem Namen nach bekannt geworden. Das Theater an der Wien und in der Leopoldstadt brachte eine Menge von Novitäten, worunter Holtei's Muse zwei Piecen zählte. „Erich der Geizhals“, von Holtei, wäre ein Novellenstoff, aber für das Drama ist es kein Kadre. Der Geizhals überhaupt gehört dem Schau-

und Lustspielgenre nicht an, denn da kann er sich nicht entwickeln, wie eigentlich in einem dramatischen Werke sich die Charaktergestaltung entwickeln soll. Die Tragödie kann ihn in der seltenen Konsequenz, welche der Geiz mit sich führt, erschüttern und in demselben auch untergehen lassen, was bei den übrigen Genres aber nicht der Fall ist, wo es sich um eine successive Besserung durch Aufklärung der Inkonsequenzen handelt. Holtei's Erich ist kein Geizhals, sondern nur ein Knauser. Die Knausererei ist ein Mittel Ding, und nach dem wohlbekannten Ausspruche einer deutschen Celebrität hing er seinem Mittel Dinge einen ästhetischen Mantel um und motivirte die Knausererei durch ein überspannte Ehrsucht. Unwahrscheinlichkeit häuft sich da in linde Bindel gewickelt auf Unwahrscheinlichkeit; es geht dabei recht gemüthlich toll her, um ein Nichts zu erjagen. Z. B. jeder Knauser zählt sein Geld, Erich aber erst nach einem oder, wie ich gar glaube, mehreren Dezennien in einer mond hellen Herbstnacht an dem Tage, als er seinem Freunde eine ungeheure Summe abborgte und ihn durch seine Schuld in die Arme des Unglückes warf u. s. w. Beim „stummen Hirten“, einem aus dem Französischen gearbeiteten Schauspieler geht es höher her. Da wird die Geschichte bei Seite geschoben und zu Florenz im Palaste des Cosmus v. Medicis Mord, Testamentdiebstahl, Verdächtigungen, Kastellanintriguen, Einkerkerungen, Chatullensraub, Komplotte, Groll, Haß, Reid und Mißgunst geschmiedet, bis endlich die gerettete aber erst zuvor untergegangene und in Grund gebohrte Unschuld siegt, der stumme Hirt sein Schweigen löst, der Freund dem Freund, und der Sohn der Mutter in die Arme fällt, während die Lasterbestrafung hinter den Koulissen vor sich geht. — „Räthe“, vom Regisseur Blum, ist ein aus tausend alten Stücken zusammengerastetes Nachwerk, das nur ein paar Vorstellungen erlebte, so wie auch Werner's „Brunnensrad“, in dem es zu grausenhaft und geisterisch hergeht, als daß man ein Wort darüber verlieren möchte. Schick's: „Alle Augenblicke ein anderer und doch immer derselbe“, hat keine üble Idee zum Grunde, doch die Machination der Ausführung ist schlecht gewählt, darum man auch an diesem Stücke kein sonderliches Behagen fand. Zu bedauern ist Bäuerle's Fall in seiner neuesten Faschingsposse: „Das verschwundene Grabenhaus.“ Es bezieht sich auf die beiden am Graben niedergehenden Häuser, worin ein Geliebter seine Geliebte sucht und dabei verschiedene Avantures, oder wie sich sonst das Ding geben mag, zu bestehen hat, um das Sujet einer Faschingsposse zu Stande zu bringen. Vielleicht haben wir Besseres in seinem Kokokko zu erwarten, wovon man sehr viel Gutes spricht. Im Josephstädter Theater ging Gold's „Teudel und seine Großmutter“, als Parodie von dem Ballette: „Der Pakt mit der Unterwelt“, über die Breiter. Wie gewöhnlich — eine Dekorationsausstellung, dabei sehr viele, viele Langweiligkeit, Mädchen als Araber, griechisches Feuer, flinkerndes Kostüm, brillante Musik, keinen Wis, keine Handlung und auch tausendfaches Nichts. Man spricht von dem genialen Gold: er hätte Geiger's „Wlasta“ unter dem Titel „Wastel“ parodirt und seinem Herrn Gaden, dem jetzigen Josephstädter, Presburger, Dedenburger und Triester Theaterdirektor Pokorny zur Aufführung übergeben. Nebst diesem werden noch in diesem Theater „die Folgen der Erziehung“ und „die Wette um das Herz“ zur Aufführung vorbereitet.